

SVEN HÜSKEN

PAPA

THRILLER

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe August 2015

Knaur Taschenbuch

© 2015 für die Originalausgabe bei Knaur Taschenbuch.

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ulrike Gallwitz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51701-7

2 4 5 3 1

*Für meine Töchter
Lia und Juna*

KAPITEL 1

Eisige Finger strichen dem Mann über den Nacken und ließen ihn schauern. Der Gedanke, die abgestorbene Haut seines alten Lebens bald abzustreifen, war aufregend. Beängstigend.

Doch während er das eine Leben noch nicht ablegen konnte, gehörte ihm das andere noch nicht gänzlich. Vor ihm lag viel Arbeit.

Mit zwei vollen Tüten und einem Spaten, der Ausbeute des heutigen Einkaufs, stand er vor seinem Haus, das er kürzlich nach jahrelanger Abwesenheit wieder bezogen hatte.

Ächzend setzte er alles ab, suchte den Schlüssel und verharrte damit vor dem Schloss. Er zitterte und zwang sich, ruhig zu atmen, dann schob er ihn hinein und drehte ihn um.

Als er die Tür öffnete, schlug ihm ein muffiger Geruch entgegen. Er war noch nicht dazu gekommen, das Haus aus seinem Dornröschenschlaf zu wecken.

Aus den angrenzenden Zimmern drang gedämpftes Licht, das den Flurteppich alt und ausgebleichen erscheinen ließ. In diesem Haus wirkte alles ein wenig farblos, ausgewaschen und zu lange benutzt.

Ein Gefühl, als wäre er noch nie hier gewesen, erfasste ihn. Er musste sich erst daran gewöhnen, dass sein geregeltes Leben nun vorbei war.

Er klemmte sich den Spaten unter einen Arm, schnappte sich die Tüten, schluckte den aufkommenden Ekel hinunter und setzte zögernd einen Fuß über die Schwelle.

Es war immer schwer, ein neues Leben zu beginnen. Es gab so viel zu erleben, so viel zu sehen, so viele neue Dinge, die atemberaubend waren und doch gefährlich sein konnten. Nie wusste man vorher, was einen erwartete. Das machte einen Teil des Reizes aus. Hier würde das neue Leben seinen Anfang nehmen und das alte nach und nach aufzehren.

Er trat hinter sich die Tür zu und ging in die Küche. Ein schwerer Vorhang hing vor dem Fenster und färbte das einfallende Licht rotgolden.

Der Mann stellte die Einkaufstüten auf den Tisch, lehnte den Spaten an die Wand, zog den Vorhang zur Seite und öffnete das Fenster. Kalte Luft strömte herein, die er gierig einsog. Sie roch nach frischer Erde und Regen und sorgte für einen klaren Kopf. Die Sonnenstrahlen wärmten sein Gesicht, und für einen Moment schloss er die Augen. Das Leben konnte so gut sein. Besser als das Leben, das hinter ihm lag. Frei sein und der sein zu dürfen, der man sein wollte.

Er atmete tief durch und packte die Tüten aus.

Hoffentlich hatte er an alles gedacht.

Der Himmel zog sich bereits zu. Dicke schwarze Wolken schoben sich vor die Sonne. Der Regen würde nicht lange auf sich warten lassen. Dieses Jahr hatte sich der Sommer eine Maske übergezogen.

Der Mann schnappte sich die Tüte mit dem Kleinkram und stellte sie in den Vorratsschrank. Die Farben und Folien aus der anderen Tüte breitete er auf dem Tisch aus, auf dem eine dicke Staubschicht lag. Bis er den Dreck der Jahre, in denen er nicht hier gewesen war, beseitigt hatte, würde noch einige Zeit vergehen, vor allem, weil er gerade andere Dinge im Kopf hatte.

Dein neues Leben zum Beispiel?

Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Ja, zum Beispiel mein neues Leben. Aber nicht nur das.

Es klingelte. Im ersten Augenblick wusste er nicht, wo es herkam. Er blickte auf, verärgert, weil man ihn aus seinen Gedanken gerissen hatte. Etwas, das er nicht ausstehen konnte. Seit Jahren war er nicht hier gewesen, und kaum machte er etwas Licht, kamen die Insekten. Schade, dass es kein passendes Spray für unliebsame Nachbarn gab.

Es klingelte erneut. Der Mann stapfte missmutig in den Flur. Durch das Milchglasfenster der Haustür sah er einen Schatten. Einen Augenblick lang dachte er daran, das Klingeln zu ignorieren, doch Nachbarn waren manchmal wie schlechte Gerüche. Selbst wenn man sie loswurde, bekam man sie häufig nicht mehr aus der Nase. Entweder ging man ihnen aus dem Weg, oder man arrangierte sich mit ihnen. Für Ersteres war es inzwischen zu spät.

»Ja, ja, ich bin unterwegs«, rief er und ging zur Tür. Als er sie öffnete, starrte er in die Hundeaugen einer älteren Dame. Sie hatte sich in ein für dieses unbeständige Wetter viel zu dünnes Blümchenkleid gepresst.

Ihr Mund formte sich zu einem breiten Lächeln. Auf ihren Schneidezähnen klebte ein dünner Film roter Lippenstift. »Das ist ja eine Überraschung. Nach so langer Zeit. Ich dachte noch, ich seh nicht richtig, der Herr Nachbar ist wieder da.«

Er hob die Augenbrauen. Sein Blick wanderte zu dem rostigen Ford hinter ihr und wieder zurück. »Was hat mich verraten? Mein Auto oder meine beachtenswerte Performance als Tüten-träger?« Er grinste und gab ihr die Hand. »Frau Lammert, schön, Sie wiederzusehen. Möchten Sie einen Moment hereinkommen? Ich muss Sie allerdings warnen«, er hob einen Zeigefinger, »ein Haus hat zwar die unverfrorene Eigenschaft, allein

zu verdrecken, jedoch besitzt es nicht so viel Anstand, sich auch allein zu reinigen.« Er zwinkerte ihr zu. »Ich bin in letzter Zeit beschäftigt gewesen und noch nicht dazu gekommen, gründlich sauber zu machen. Aber wenn Sie nicht so genau in die Ecken schauen, könnte ich Ihnen eine Kleinigkeit anbieten. Ich komme gerade vom Einkaufen. Wie wäre es mit einem Stück Kuchen?«

Die Dame warf einen skeptischen Blick an ihm vorbei ins Haus. Für einen Moment verschwand ihr Lächeln, und ihre rosige Haut schien grau zu werden, dann sah sie ihn wieder an und strahlte. »Haben Sie vielen Dank. Machen Sie sich wegen des Schmutzes keine Gedanken. Da sehe ich einfach drüber hinweg.« Sie quetschte sich an ihm vorbei und ging den Flur hinunter. Jeder ihrer Schritte wirbelte ein kleines Staubwölkchen auf. »Eine Frau ist in solchen Dingen geschickter, als es ein Mann je sein könnte. Putzen ist eine Wissenschaft, wissen Sie, aber nur die wenigsten Männer bringen die Geduld dafür auf.« Sie drehte sich um, und ihr Porzellanpuppengesicht nahm sein gesamtes Blickfeld ein.

Ein Schlag, und es zerspringt, dachte er und wies ihr den Weg. »Wenn Sie das sagen, Frau Lammert.«

Ein kurzes Bedauern huschte über ihr rundes Gesicht. Offenbar hatte sie eine andere Antwort erwartet. Sie drehte sich auf dem Absatz um und watschelte ihm voraus ins Wohnzimmer, das mit schweren Stoffvorhängen abgedunkelt war.

Er schaltete das Licht an und bot ihr mit einer Handbewegung einen Stuhl am Esstisch an. »Möchten Sie etwas trinken?«

Frau Lammert winkte ab. »Nein danke.« Sie machte eine Pause und zuckte unentschlossen mit dem Kopf. Schließlich fügte sie hinzu:

»Obwohl, vielleicht doch eine Tasse Tee oder Kaffee, falls es recht ist. Wenn Sie haben, hätte ich natürlich auch nichts gegen

einen kleinen zusätzlichen Schuss.« Ihr Lächeln verrutschte zu einem schiefen Grinsen.

Die Lippen des Mannes wurden zu zwei schmalen Streifen. »Ich schau mal, was sich machen lässt. Fühlen Sie sich wie zu Hause. Ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Damit ging er in die Küche, stellte den Wasserkocher an und biss in seine Faust. Er hatte keine Zeit für Freundlichkeiten. Sein Blick fiel auf eine besondere Sanduhr, die gegenüber im Regal stand. Er hatte sie damals ihrer Größe wegen gekauft. Jetzt erwies sie sich als praktisch. Dem Sand nach waren bereits mehr als drei Stunden vergangen, und viel war nicht mehr übrig. Bald war es so weit. Er wischte sich die feuchten Hände an der Hose ab. So wenig Zeit. Zu wenig, um mit Porzellanpuppen zu spielen.

»Schöne Bilder haben Sie hier«, rief sie ihm aus dem Wohnzimmer zu. »Haben Sie die selbst gemalt?«

Er öffnete eine der Schubladen und strich mit der Hand sanft über die massiven Holzgriffe der Messer, die darin lagen. Als er das größte gefunden hatte, schloss er die Finger darum und holte es raus. »Das ist schon viele Jahre her«, rief er zurück, während er mit der freien Hand den Vorratsschrank öffnete und einen Fertigmuchen herausfischte. Beides stellte er auf den Küchentisch neben die Folie und die Farbe. So viel zu tun, und er verplemperte einfach kostbare Zeit.

»Sie scheinen Rot sehr zu mögen?«, hörte er Frau Lammert sagen.

Ja, dachte er, und Blau und Grün und Orange. »Man hat halt so seine Phasen.«

»Oh.« Sie klang interessiert. »Und mit welchen Farben haben Sie die gemalt? Sie sehen so frisch aus. Entschuldigen Sie, ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben soll. Sie sind so rot. Wie Blut.« Sie lachte auf. »Wie dieses Märchen. Weiß wie

Schnee und rot wie Blut. Von den Gebrüdern Grimm, wissen Sie? Sehr hübsch.«

Als er den Marmorkuchen aus seiner Verpackung befreit hatte, schnitt er ihn vorsichtig in Scheiben. »Es sind Ölgemälde, die ich mit Lack versiegelt habe. Parkettlack, um genau zu sein. Das verleiht ihnen diesen Verglasungseffekt. Aber es hat natürlich auch den Nachteil, dass man bei ungünstigem Lichteinfall nichts mehr erkennen kann. Ich glaube, meine Bilder sind die einzigen auf der Welt, die man in einem abgedunkelten Raum besser sehen kann als bei Tageslicht.« Er lachte, holte zwei Tassen aus dem Schrank, wischte sie mit einem Tuch sauber und legte jeweils einen Teebeutel hinein. Als das Wasser kochte, goss er sie voll, stellte alles zusammen auf ein Tablett und brachte es ins Wohnzimmer.

Frau Lammert kam ihm entgegen und ging ihm zur Hand. Sie stellte alles auf den Tisch und lächelte ihn an, als hätte sie selbst den Tee gekocht und den Kuchen höchstpersönlich gebacken. »Gekaufter Kuchen«, sagte sie, »ist ja auch gut. Fast wie frischer.«

»Leider habe ich keinen Alkohol im Haus.«

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. »Bedauerlich.«

Er lächelte gequält, setzte sich und rührte mit dem Teebeutel in der Tasse.

Die Porzellanpuppe hingegen ignorierte den Tee und machte sich genüsslich über den Kuchen her. »Erzählen Sie mal, was haben Sie in den letzten Jahren getrieben? Wo haben Sie sich versteckt? Gerüchte gibt es ja so einige, aber ich persönlich bevorzuge Fakten. Harte Fakten, wissen Sie? So mag ich das. Zack, zack, zack.« Sie schlug mit der Handkante auf den Tisch, als hackte sie Fleisch in kleine Stückchen.

Was sollte er ihr sagen? Die Wahrheit? Das wäre bestimmt witzig.

Wissen Sie, Frau Lammert, ich habe da ein Problem mit dem Kopf. Der setzt manchmal ganz plötzlich aus. Ich war lange Zeit in Therapie und habe nun beschlossen, mal 'ne Pause zu machen. Die ständigen Medikamente können ja auf Dauer nicht gesund sein, nicht wahr? Noch etwas Zucker zum Tee?

Nein, das würde ihrer Nachbarschaftsbeziehung nicht guttun. Stattdessen sagte er: »Ich habe eine Wohnung in der Stadt. Dieses Haus war mir schon immer zu weit draußen, wissen Sie? Der nächste Nachbar«, er stockte, deutete mit der Hand auf ihren ausladenden Busen, »Sie wohnen gut hundert Meter weit entfernt. Hier hat man schnell das Gefühl, einsam zu sein. Ich brauche Leute um mich herum. Leben! Deshalb bin ich gekommen. Ich überlege, dieses Haus zu verkaufen.«

»Nein.« Sie riss die Augen auf. »Diese Ruhe wollen Sie eintauschen gegen Autoabgase, Stress und dummes Geschwätz? Na ja, es ist ja Ihr Haus. Sie werden am besten wissen, was man damit macht, nicht wahr, aber gleich verkaufen? Nach all den Jahren.« Es klang wie ein Vorwurf. »Sie hätten netter zu Ihrer Frau sein sollen. So ein hübsches Ding. Vielleicht nicht die Klügste, aber hübsch.«

Er unterdrückte den Wunsch, ihr den Kuchen ins Gesicht zu drücken. Stattdessen setzte er eine freundliche Maske auf. »Frau Lammert, wo Sie gerade hier sind. Würden Sie mir einen Gefallen tun?«

Die Dame stopfte sich noch ein Stück Kuchen in den Mund und spülte mit etwas Tee nach. »Hm? Oh, entschuldigen Sie. Ich bin etwas schwerhörig. Sie müssen lauter sprechen.«

Wie interessant. Manchmal musste man einfach nur Glück haben. Schwerhörige Nachbarn waren die besten Nachbarn. Zumindest, solange sie nicht neugierig waren. Die gute Frau Lammert jedoch war mehr als nur eine Spur zu neugierig. Damit musste Schluss sein. Vorerst zumindest.

Er nahm einen Schluck Tee. Seine Hand zitterte so, dass er die Tasse mit der anderen stützen musste. Dann legte er los. »Mir ist aufgefallen, dass Sie fett geworden sind.«

Der rosa Teint wandelte sich in kalkiges Weiß.

»Ganz im Ernst. Haben Sie in den letzten Jahren etwas anderes gemacht, außer gefressen? Ich meine, so wie Sie den Kuchen verschlingen, müssen Sie viel Übung darin haben. Wenn ich es mir recht überlege, hätte ich Ihnen den Kuchen besser nicht gegeben.« Ihre Gesichtsmuskeln erschlafften. »Was ... ich versteh ...«

»Und Ihre Brüste«, er deutete auf ihren massiven Vorbau, »das sind Sandsäcke, die man halb geleert hat. So was versteckt man und stellt es nicht in einem hauchdünnen Kleid zur Schau. Ehrlich gesagt, habe ich mich vorhin wirklich erschrocken. War das früher schon so?« Eine unangenehme Hitze durchströmte ihn. Aber es war zu spät, um es sich anders zu überlegen. Er musste diese Grenze überschreiten, auch wenn sich alles in ihm dabei zusammenkrampfte.

»Also ...« Sie sprang auf. »Sie haben wohl den Verstand verloren?«

Und Sie offenbar Ihre Fassung wiedergewonnen. Gut, dann ist es gleich vorbei.

Sie kam dicht an ihn heran und bohrte fast den Zeigefinger in sein linkes Auge. Ihr Gesicht war wutverzerrt. »Wagen Sie es nicht, so mit mir zu reden. So nicht. Ich weiß nicht, was in Sie gefahren ist, was Sie die letzten Jahre gemacht haben, aber es hat Ihnen nicht gutgetan.«

Sein Gesicht versteinerte, und er erhob sich ebenfalls. Er war deutlich größer als sie. »In diesem Haus«, sprach er langsam und betonte jedes Wort, »sage ich, was ich will. Sie kommen hierher, miefen mit Ihrem Gestank alles ein, fressen von meinen Vorräten«, sein Schatten verdunkelte ihr Gesicht, »und besitzen die Unverfrorenheit, mir zu sagen, was ich tun und lassen soll?«

Sie starrte ihn weiter an, zwinkerte nicht und wurde mit offenem Mund immer kleiner. In ihren Augen flackerte ein Licht, das er als Unsicherheit interpretierte. Obwohl es ihm im Grunde egal war, was es bedeutete.

»Sie verschwinden jetzt, und wehe, Sie wagen sich noch mal in meine Nähe.«

Augenblicklich machte sie auf dem Absatz kehrt und watschelte hinaus.

Einen Moment sah ihr der Mann durch das runde Fenster in der Tür nach. Sie tat ihm leid, aber das war der einzig richtige Weg gewesen. Sie würde vorerst nicht mehr in die Nähe des Hauses kommen. Er seufzte. Mit Blumen allein würde er das nicht wiedergutmachen können, aber das Problem musste warten. Jetzt gab es Wichtigeres.

Er ging ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher ein, räumte den Tisch ab und piffte fröhlich vor sich hin.

Das Abendprogramm langweilte ihn, aber es war angenehm, belanglose Stimmen im Hintergrund zu hören. Er schnappte sich den Spaten und die Folien, öffnete die Terrassentür im Wohnzimmer und trat nach draußen. Der Wind hatte aufgefrischt, und der Wald hinter dem Feld, das an seinen Garten grenzte, rauschte wie eine rauhe See.

Dieses Feld war der Grund, weshalb es immer wieder nach Gülle stank. Schlechte Gerüche schreckten hier in der Gegend niemanden auf. Gut!

Die ersten dicken Tropfen prasselten vom Himmel. Mit schnellen Schritten durchquerte er den Garten und verstaute den Spaten samt Folien im Holzverschlag, in dem sonst nur ein einsamer, verrosteter Rasenmäher stand.

Danach ging er zurück und verschloss die Terrassentür sorgfältig. Im gleichen Moment donnerte eine Windböe gegen die

Scheiben und ließ das Glas klirren. Der einsetzende Regen überschwemmte den Garten.

Zurück in der Küche, verriet ihm ein Blick auf die Sanduhr, dass die Zeit abgelaufen war.

Seine Haut begann zu kribbeln. Die Erregung flutete seinen Körper. Schön würde es werden. Was wäre die Welt ohne ihre Künstler? Und ohne ihre Kunstwerke?

Er grinste, schnappte sich die Farbe und ging pfeifend über den Flur, die Kellertreppe hinunter.

Dem Waschkeller gegenüber war ein Raum, in dem ein paar Regale standen. Darin lagerten einsame Einmachgläser mit undefinierbarem Inhalt, mehrere Stapel Zeitschriften, einige Kartons und verrostetes Werkzeug. Es roch nach Schimmel und Feuchtigkeit. Große Teile der Wände waren ausgeblüht und schwarz gesprenkelt, als hätte jemand mit dunkler Tinte umhergespritzt.

Er trat an ein Metallregal, das an die Wand gedübelt war, und zog daran. Die Wand gab nach, schwang nach vorne, und ein Loch kam zum Vorschein. Die ausströmende Luft trug den Geruch von Kot und Schweiß mit sich.

Diese Konstruktion hatte er mal im Fernsehen gesehen. Wer nicht genau wusste, wonach er zu suchen hatte, würde diese Tür niemals finden.

Dahinter war ein weiterer Raum, nur spärlich beleuchtet. Er war in keinem Plan verzeichnet. Ihn gab es nicht, wenn der Mann es nicht wollte.

Ein schwaches Wimmern kam von einer Liege, die hinter einem Paravent versteckt war.

»Nein, bitte«, schluchzte eine Frauenstimme. »Machen Sie nicht weiter. Ich kann nicht mehr.«

Er lächelte und ging zu ihr.

»Bitte!« Die Stimme war nur ein Hauch. Doch flehende Worte hatten ihn noch nie beeindruckt. Er schaute auf das Stück Fleisch hinunter, das bereitwillig vor ihm lag. Einer Leinwand gleich. Ein wohliger Schauer durchfuhr ihn.

»Ich kann nicht mehr«, wiederholte die Frau fast tonlos.

Vorsichtig nahm er ihre Hand, als wäre sie aus Glas, und streichelte sanft ihre Haut. »Das glaube ich Ihnen«, sagte er, und fixierte ihren Arm mit einem Klettband. »Ich weiß nicht, ob ich so tapfer durchhalten würde, wäre ich an Ihrer Stelle.« Er streichelte über ihre nackten Brüste. »Dabei steht Ihnen das Schlimmste noch bevor. Aber jetzt noch nicht, das verspreche ich. Dazu ist später noch Zeit, wenn wir zwei es voll auskosten können.« Er blickte in ihre Augen, die rot und verquollen waren. »Sie haben geweint.« Er fasste in seine Hosentasche und zog ein Taschentuch hervor, mit dem er ihr ein paar Tränen von den Wangen wischte.

Schwarze Linien verliefen in Kreisen und Spiralen über ihr Gesicht.

»Sie sollten nicht weinen. Wasser kann Kunst zerstören. Und ich lasse nicht zu, dass Ihre Tränen dieses Bild vernichten. Wenn Sie weiter weinen, muss ich Ihnen die Augen nehmen. Das würde das Kunstwerk zwar weniger vollkommen machen, aber auch ich muss Opfer bringen, nicht wahr?«

Sie warf schluchzend den Kopf hin und her und bäumte sich auf. Sekunden später sackte ihr Körper zurück auf die Liege, und sie rührte sich nicht mehr.

Vielleicht bereitete sie sich auf den Schmerz vor, der unausweichlich vor ihr lag.

Dem Mann war es egal. Für ihn zählte nur eines: Er musste sich beeilen. Er zog einen Stuhl heran und setzte sich. Neben der Liege stand eine niedrige Werkbank. Darauf lag ein metallischer Apparat, der wie eine selbstgebaute Pistole aussah. Au-

ßerdem fand sich dort ein regelbares Netzgerät mit Digitalanzeige und eine Batterie Farbtöpfchen, die der Mann nacheinander öffnete.

Er schnappte sich ein Tuch, nahm die Pistole in die Hand und schaltete das Netzgerät ein.

Als ein Surren den Raum erfüllte, fing die Frau wieder zu jammern an.

Der Mann spitzte die Lippen und pfiiff. Er spürte die Kraft, die über die Tätowiermaschine in seinen Arm schoss.

Er tunkte die Spitze der Tätowiernadel in die Farbe und begann sein Werk, während die Schreie der Frau den Kellerraum füllten.

Kunst musste für die Ewigkeit sein und unter die Haut gehen. Er grinste. Das würde sie, da war er sich sicher.

KAPITEL 2

Michelle Kettler wünschte sich, einmal nicht stark sein zu müssen. Wann hatte sie das letzte Mal geweint, geschweige denn gelacht? Sie wusste es nicht. Im Prinzip war es auch egal. Sie lebte im Jetzt und hatte zu funktionieren. Das bisschen, das ihr geblieben war, durfte nicht auch noch zerbrechen.

Sie dachte dabei an ihre Tochter Lilly, bei der sie immer die Angst hatte, sie würde dies alles nicht heil überstehen.

Für sie tat sie das. Ohne Lilly, da war sich Michelle sicher, wäre sie ein anderer Mensch.

Michelle schaute durch das Küchenfenster auf das Nachbargrundstück. Es war die gleiche Aussicht wie früher, und doch hatte sie sich verändert. Seltsam, wie ein paar Ereignisse die Sicht verschieben konnten.

Damals war dies hier ihr Zuhause, und die Nachbarn waren Freunde gewesen. Hier hatte sie sich geborgen gefühlt. Aber wenn der eigene Mann in die Psychiatrie eingewiesen wird, werden Freunde schnell wieder zu Nachbarn, und Geborgenheit weicht Gefangenschaft.

Für einen Umzug fehlten ihr die Kraft und das Geld. Aber jetzt, wo sie wieder als Lehrerin arbeitete, würde sie das nachholen, sobald sie etwas Zeit fand.

Im Haus gegenüber ging das Licht an. Seit Tagen regnete es schon, daher wurde es nie richtig hell. Michelle verfolgte den Schatten hinter den Gardinen. Das war aus ihren Freunden geworden. Schatten.

Es musste sich etwas ändern, sonst würde sie selbst bald zu einem Schatten werden.

Hinter ihr wurde die Tür aufgerissen. Sie zuckte zusammen und drehte sich um. Mit schmerzverzerrtem Gesicht stand Lilly in der Tür. Ihr Trainingsanzug klebte an ihrem Körper, und ihre Haare triefen vor Nässe. In der Hand hielt sie ihre Inlineskates.

»Was hast denn du gemacht? Warum läufst du im Regen rum?« Michelle ging auf sie zu und nahm ihr die Skates ab.

»Lass mich erst mal sitzen, ja? Dieser blöde Paul war mal wieder besonders witzig.« Lilly ließ sich auf einen der Küchenstühle plumpsen. Sie legte die Arme auf den Tisch und bettete ihren Kopf darauf. Erst jetzt entdeckte Michelle die zerrissene Stelle an der Hose.

»Kind, du blutest ja.« Sie hastete zum Küchenschrank in der Ecke und holte aus der Schublade eine Schachtel mit Pflastern. Im Vorbeigehen riss sie ein paar Blätter von der Küchenrolle ab, kniete sich vor ihre Tochter und begann, die Wunde abzutupfen.

»Ach Mama, so schlimm ist es nicht.« Lilly richtete sich auf und verdrehte die Augen.

»Ja, noch nicht. Warte ab, bis es sich entzündet und sie dir Antibiotikum direkt in die faulende Wunde spritzen müssen.«

»Mama, du bist ekelig! Eigentlich will ich jetzt nur noch unter die Dusche. Autsch«, sie zog das Bein weg, »sei doch vorsichtig.« Michelle hob die Augenbrauen. »Ach, ich dachte, so schlimm wäre es nicht? Halt still!« Sie fasste das Bein erneut, riss die Hose, die eh schon ruiniert war, ein Stück weiter auf und klebte ein Pflaster auf die aufgeplatzte Stelle. »Und jetzt mach, dass du aus den nassen Klamotten rauskommst.«

Lilly zog empört eine Grimasse. »Und was Paul gemacht hat, interessiert dich gar nicht?«

Michelle schaute ihrer Tochter ernst in die Augen. »Doch! Selbstverständlich. Also, was hat dieser böse, böse Paul gemacht?«

»Mama! Hör auf, mich zu verarschen.«

»Nein, im Ernst, was hat dieser miese Junge dir angetan?«

»Er hat mir einen Stock zwischen die Beine geworfen.«

»Und warum hat er das getan?«

»Das weiß *ich* doch nicht.«

Michelle seufzte und stand auf. »Natürlich nicht, denn du bist ein ...«

»... braves Mädchen, jawohl.« Lilly nickte mit Nachdruck und grinste.

»Dann, braves Mädchen, sieh zu, dass du unter die Dusche kommst, bevor du dir eine Lungenentzündung einfängst.«

»Dann darf ich notieren, dass du nicht auf meiner Seite bist?«

»Du darfst notieren, was du möchtest. Aber sieh zu, dass du dabei nicht alles vollblutest, ich habe gerade gewischt.«

Lilly zuckte mit den Achseln und stand auf. »Hm, danach sieht es gar nicht aus. Wie wäre es mit einem Tipp? Nimm das nächste Mal einen sauberen Lappen. Hat Papa sich gemeldet?«

»Mach dir keine Sorgen, er wird dich schon abholen.«

Lilly schnappte sich ihre Skates und trottete davon. Kurze Zeit später hörte Michelle das Wasser in der Dusche laufen. Sie musste nicht ausführlich mit ihrer Tochter sprechen, um zu wissen, was passiert war. Lilly hatte sich in Dinge eingemischt, die sie nichts angingen. Wie immer. Ungerechtigkeiten bekämpfte sie an Ort und Stelle.

Wahrscheinlich hatte dieser Paul jemanden drangsaliert, geärgert oder beleidigt und musste den Preis zahlen. So war es immer. Lilly mischte sich ein. Und manchmal bekam sie dafür eine Abreibung.

Michelle blickte erneut durchs Fenster. Bei diesem Mistwetter konnte man ja nur depressiv werden. Sie spürte einen Druck hinter der Stirn. Die ersten Anzeichen einer Migräne. Es war jedes Mal das Gleiche. An Therapietagen war sie so gerädert,

dass sie Kopfschmerzen bekam, ein paar Tabletten einwarf und früh ins Bett ging. Und brachte es was? Zumindest keine Fortschritte. Therapien brauchen ihre Zeit, sagte ihre Therapeutin immer.

Natürlich. Eine Kuh wird nicht nur einmal gemolken.

Michelle massierte sich die Schläfen. Dabei fiel ihr Blick auf den Stapel Briefe, der die Woche über gewachsen war und den sie bisher erfolgreich ignoriert hatte.

Sie schnappte sich ein paar von ihnen und setzte sich an den Küchentisch. Sofort schlich sich das schlechte Gewissen in ihre Gedanken. Lilly hatte recht. Die Küche sah aus, als wäre eine Horde Sechsjähriger hindurchgefegt. Aber sie wusste, wenn sie jetzt putzen würde, hätte sie ein schlechtes Gewissen wegen der liegengelassenen Briefe.

Manchmal war die Welt äußerst kompliziert. Zumindest ihre. Der erste Brief war von der Krankenkasse. Nichts Dramatisches. Darunter lagen Briefe vom Möbelhaus und vom Baumarkt.

Der Umschlag, den sie danach aus dem Stapel zog, versetzte ihr einen Stich. Ihr Herz begann zu rasen, und ihre Handflächen schwitzten.

Mit zittrigen Fingerspitzen riss sie den Brief auf und zog ein offiziell aussehendes Papier heraus.

Das Schreiben kam aus der Psychiatrie, wo ihr Ex-Mann einsaß. Verurteilung hatten sie das genannt. Ihrer Meinung nach kam es einem Freispruch gleich. Für das, was er getan hatte, hätte sie ihm den elektrischen Stuhl gewünscht. Nur sagen durfte sie das niemandem. Das behielt sie für sich. Noch eine Sache, die sie in sich hineinfräß.

Unterschrieben war der Brief mit Prof. Dr. med. Claudia Kramme, Direktorin, Forensische Psychiatrie Ruhrbach. Ein Name, der bei Michelle eine Gänsehaut hervorrief.

Bevor sie den Brief las, atmete Michelle ein paar Mal durch. Sie dachte an den Mordprozess, den man gegen ihren damaligen Mann geführt hatte, und an Krammes Gutachten, das den Ausschlag gab, ihn nicht in ein Gefängnis, sondern in ein Krankenhaus zu stecken.

Tom war für Kramme doch nur eine weitere Stufe der Karriereleiter, und Michelles Einschätzung nach war sie entschlossen, die Treppe bis nach oben zu gehen, ohne dabei zurückzuschauen.

Michelle begann zu lesen.

Sehr geehrte Frau Ried,
sicherlich wird es Sie interessieren, dass Ihr Mann in unserem Klinikum große Fortschritte macht. Inzwischen hat er sich in unserer Gemeinschaft gut eingelebt und geht auch einer regelmäßigen Beschäftigung nach.

Frau Ried! Michelle spürte einen Kloß im Hals. Die Kramme wusste ganz genau, dass die Scheidung inzwischen durch war und sie wieder ihren Mädchennamen Kettler angenommen hatte. So viel Spott, wie zwischen den Zeilen zu lesen war, ließ sich kaum ertragen. Michelle fragte sich, ob diese saubere Direktorin überhaupt auf diese Weise, an ihrer Therapeutin vorbei, Kontakt zu ihr aufnehmen durfte?

Meiner Einschätzung nach ist er auf dem besten Wege zu einer psychischen Rehabilitation. Zusammen mit meinem Team habe ich eine effektive Strategie entwickelt, seine nicht auslebbaren Wünsche zu minimieren, ja sogar vergessen zu machen.

Liebe Frau Ried, mit Freude kann ich Ihnen sagen, dass Herr Ried, nicht zuletzt durch uns, ein neuer Mensch geworden ist und seine Aussetzer (die ja nur einen winzigen Teil seines ansonsten anständigen Lebens ausgemacht haben) aus tiefster Überzeugung bereut. An dieser Stelle

möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass Ihr Mann diesen Fortschritt in einer üblichen Justizvollzugsanstalt – und unter Menschen, die ihre Straftaten aus voller Überzeugung begangen haben – nicht hätte machen können.

Selbstverständlich ist der Aufenthalt in unserer Klinik weiterhin vonnöten. Schon, um mehr Stabilität in seinem Umgang mit dem Unterbewusstsein und seinen entrückten Wunschvorstellungen zu etablieren.

Um das zu gewährleisten, habe ich einige neue Therapieansätze entwickelt, die ich gerne mit Ihrer Hilfe, in ein paar gemeinsamen Therapiesitzungen, umsetzen würde.

Herr Ried spricht von Ihnen mit viel Hingabe und Scham, und er würde, was geschehen ist, gerne rückgängig machen. Für seine Genesung wäre es von Vorteil, wenn er die Gelegenheit bekäme, sich mit Ihnen auszutauschen. Eine gemeinsame Sitzung erscheint mir dafür im Besonderen geeignet.

Ich würde mich freuen, wenn Sie sich überwinden und über sich hinauswachsen würden. Bitte rufen Sie mich doch bis zum Ende der Woche unter der untenstehenden Rufnummer an.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. med. Claudia Kramme

Direktorin, Forensische Psychiatrie Ruhrbach

Michelle spürte, wie es hinter ihren Augen brannte. Durfte die Kramme so etwas einfach tun? Ohne ein offizielles Gremium, ohne das Einverständnis eines Gerichts? Oder lag am Ende beides vor? Dieser Direktorin würde sie gehörig die Meinung sagen. Michelle war noch nie ein Duckmäuschen gewesen, und sie hatte nicht vor, diesen Brief auf sich beruhen zu lassen.

Sie steckte ihn zurück in den Umschlag, als es an der Tür klingelte. Schnell wischte sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel und öffnete.

»Hallo, Maik, komm rein.«

Maik Wegener, ihr Ex-Mann Nummer eins, nickte ihr zu und betrat die Wohnung. »Ist Lilly fertig?«

»Sie hat gerade noch geduscht, kommt aber sicher gleich runter. Möchtest du einen Kaffee?«

»Hmm«, brummte er, und Michelle wusste sofort, was es bedeutete. Maik war nie der Typ gewesen, der ausschweifend erzählen konnte. Seine Sprache war auf ein Minimum reduziert. Sie holte Kaffeepulver und einen Filter aus dem Küchenschrank.

Für einen Moment spürte sie den Drang, ihrem Ex-Mann den Brief der Direktorin zu zeigen. Doch sie presste die Lippen zusammen. Kramme war ihre Sache. So wie jemand, der einen Schlaganfall hatte, erneut das Sprechen lernen musste, so musste sie lernen, wieder auf eigenen Beinen zu stehen.

Maik lehnte sich an den Küchentisch und beobachtete Michelle, die versuchte, ihn nicht weiter zu beachten. Doch sie spürte seine Blicke im Nacken, und ein unangenehmer Schauer krabbelte ihren Rücken hinauf. »Hör mal«, begann sie, »ehrlich gesagt fände ich es besser, wenn *ich* Lilly von nun an zu dir bringen würde. Wäre das okay für dich?«

Er runzelte die Stirn. »Wie soll ich das verstehen?«

Michelle stellte die Kaffeemaschine an und drehte sich wieder zu ihm um. »Meine Therapeutin möchte, dass ich den Abstand zu dir vergrößere.« Das war gelogen, und Maik war clever genug, das zu durchschauen. Aber er besaß auch den Anstand, darüber hinwegzusehen.

Er nickte langsam. »Du willst durch die ganze Stadt fahren?«

»Ich will mein Leben auf die Reihe kriegen. Ich will mit der Vergangenheit abschließen. Ein für alle Mal.«

»Hm, und ich will nur helfen.«

Michelle seufzte und rief sich all die Gründe in Erinnerung, warum es damals mit ihnen nicht funktioniert hatte. »Aber ich

will deine Hilfe nicht. Verstehst du? Ich will einfach neu anfangen und nicht ständig an das Gewesene erinnert werden.«

»Ich störe.«

»So darfst du das nicht sehen. Ich ...«

Maik winkte ab. »Nein, ist okay. Ich möchte ja auch, dass du den ganzen Scheiß hinter dir lässt. Und wenn das mein Beitrag dazu sein soll, dann ist es so.«

Sie versuchte es anders. »Hör zu, dein Job ...«

Er neigte den Kopf zur Seite. »Das ist es? Weil ich Polizist bin?«
Nein, das war es nicht. Nicht wirklich. Aber alles an ihm erinnerte sie an das, was passiert war, und ließ sie den Mist wieder und wieder durchleben. »Ich möchte einfach nicht, dass meine Vergangenheit immer wieder zu mir nach Hause kommt. Okay?« Das klang schroffer, als sie beabsichtigt hatte, aber es entsprach der Wahrheit. Zumindest halbwegs.

Das Gespräch endete mit einem Grunzen von Maik. Als der Kaffee durchgelaufen war, goss Michelle eine Tasse ein und reichte sie ihm.

»Papa!« Mit einem spitzen Schrei lief Lilly durch die Küche auf Maik zu, der gerade noch Zeit hatte, den Kaffee abzustellen, bevor sie ihm in die Arme sprang.

Michelle sah, wie sehr Maik die Umarmung seiner Tochter genoss, und bereute sofort, was sie zu ihm gesagt hatte.

»Alles gepackt?«, fragte er knapp. Lilly deutete auf eine Tasche, die in der Tür lag. Zu Michelle gewandt, sagte er: »Solange ich meine Tochter sehen darf, machen wir, was du willst.«

Lilly ging zu ihrer Tasche. »Habt ihr euch gestritten? Meinetwegen?«

Michelle seufzte, ging zu ihrer Tochter und nahm sie in den Arm. »Nein, haben wir nicht. Ich wünsch euch zwei viel Spaß. Und dass du mir zurückkommst.« Sie lachte und hoffte, dass es ehrlich klang.

Lilly befreite sich aus der Umarmung. »Ich hasse es, wenn ihr mich anlügt. Kommst du klar?«

»Nein, ich brauche unbedingt meine vierzehnjährige Tochter, sonst bin ich hoffnungslos verloren.«

Lilly grinste. »Gut, dann können wir.« Maik und sie verabschiedeten sich und fuhren schließlich davon.

Michelle setzte sich auf einen Küchenstuhl und sackte in sich zusammen.

Warum belügst du dich selbst? Ohne Lilly bist du doch nur ein halber Mensch. In Wirklichkeit willst du nicht, dass Maik sie bei sich hat, weil du Angst hast, dass er sie dir wegnimmt. Du kommst ohne sie nicht klar. Sieh es doch endlich ein!

KAPITEL 3

Seit einiger Zeit schmeckte das Feierabendbier besser als sonst. Nein, Arbeit war nicht alles. Vor allem, wenn es sich um Polizeiarbeit handelte. Robert Bendlin saß auf der Couch und lehnte sich zurück. Endlich hatte er etwas Zeit. Er schnappte sich das Lehrbuch für Psychologie, schlug die Seite mit dem Lesezeichen auf und sprang von Zeile zu Zeile, ohne wirklich zu lesen.

Im Hintergrund lief leise der Fernseher.

Im Laufe der Zeit wurde der Job wichtiger als alles andere. Freunde hatte er inzwischen nur noch im Dezernat, und es reichte ihm, seine Familie an Feiertagen zu besuchen. Ist man jung, hat man nicht das Gefühl, dass etwas falsch läuft. Mit Ende dreißig sieht man die Dinge jedoch anders. Vor allem, wenn man nach Feierabend allein zu Hause auf der Couch sitzt. Die Stimme des Nachrichtensprechers wurde penetranter, und schließlich legte Robert das Buch zur Seite. Wann war sein Leben in Schieflage geraten?

Er starrte eine Weile auf den Buchdeckel. Studieren? Jetzt noch? Das klang in seinen Ohren wie ein Rückschritt. Wie das Eingestehen seines Scheiterns.

Wie würde er sich machen zwischen all den jungen Studenten? Und selbst wenn er den Abschluss schaffen sollte, wie wahrscheinlich war es, dass er in diesem Bereich Arbeit finden würde?

Am Ende landete er noch auf der Straße. So gesehen war sein Job gar nicht so übel, selbst wenn keine Karriereleiter in der Nähe stand, um hinaufzuklettern.

Er seufzte, stand auf und ging zum Vorratsschrank. Dosenravioli oder Tütensuppe? Das Leben bestand aus Entscheidungen, und manchmal schien keine davon erstrebenswert. Er packte beides zurück. Vielleicht war heute der richtige Abend, um essen zu gehen.

Bevor er es sich anders überlegen konnte, zog er eine Jacke an, packte Handy und Schlüssel ein und verließ die Wohnung.

Krachend fiel die Tür hinter ihm ins Schloss. Der Essensgeruch im Hausflur ließ seinen Magen aufschreien. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er den Großteil des Tages gehungert hatte. Noch etwas, was der Beruf mit sich brachte.

Er schüttelte den Gedanken an die Arbeit ab, trat auf die Straße und stieg ins Auto.

Eine Viertelstunde später holte ihn die Polizeiarbeit wieder ein, und er stoppte den Wagen. So war es immer. In all den Jahren hatte er nie gelernt abzuschalten. Robert konnte nicht einmal sagen, ob er absichtlich in diese Gegend gefahren oder nur zufällig hier gelandet war. Er könnte die Sache ignorieren oder verschieben, aber dann würde er diese Nacht nicht mehr ruhig schlafen können. Er griff nach seiner Brieftasche und zog ein Foto heraus, das er ständig bei sich trug. Darauf zu sehen war eine Chinesin um die fünfzig. Sie hatte kurzes Haar und trug eine dicke schwarze Sonnenbrille, die ein Stück zu tief auf ihrer Nase saß. Sein Partner Maik und er waren hinter ihr schon seit einer Weile her. Robert schaute auf das Einfamilienhaus vor sich, das genauso gelb angemalt war wie die anderen in der Straße. Sie alle gehörten früher mal zu einer Fabrik, die bereits in den 1980ern Pleite gemacht hatte. Die Mitarbeiter konnten damals günstig dort wohnen und ihr Haus später für kleines Geld kaufen.

Solche Gebäude gab es im Ruhrgebiet zuhauf. Das war nichts Besonderes. Was dieses Haus einzigartig machte, war die Frau

auf dem Foto. Den Recherchen nach gehörten ihr der ganze Block und das chinesische Restaurant um die Ecke. Sie hatte weder Mann noch Familie – zumindest keine, die ordentlich gemeldet war. Dieses Haus, mit dem gepflegten Vorgarten und der diffusen Beleuchtung hinter den Gardinen, war laut Unterlagen, die er und Maik vor ein paar Tagen erhalten hatten, nicht bewohnt. Und das in einer Gegend, in der Wohnungsknappheit herrschte und die Mietkosten von Jahr zu Jahr stiegen. Das war ganz sicher nicht strafbar, aber es war zumindest im gleichen Maße verdächtig, wie Robert unentschlossen war.

Zwei Jahre liefen die Nachforschungen nun schon, und sie hatten noch immer kaum etwas gegen die Frau in der Hand. Und die dreckigen Details, die sie herausgefunden hatten, wurden von höherer Stelle unter den Teppich gekehrt. Es war, als wollte niemand gegen diese Frau ermitteln. Warum sollte sich das ausgerechnet heute ändern?

Er unterdrückte den Impuls weiterzufahren und stieg stattdessen aus. Nur mal schauen. Die Arbeit hatte ihn im Griff, und er hasste sie dafür.

Die Luft war klamm. Das Licht der Straßenlaternen spiegelte sich in den Pfützen und in bunten Öllachen wider. Es roch nach Asphalt. Es roch nach einer überbesiedelten Stadt. Und doch war weit und breit niemand zu sehen. Die Parkplätze, die zum Restaurant gehörten, waren bis auf einen einzelnen Wagen leer.

Ungewöhnlich.

Robert schlenderte am Vorgarten entlang, schaute sich um, als interessierte er sich für die Wohngegend, stieg über den weißen, kniehohen Zaun und ging zur Tür.

Alles war ruhig. Warmes Licht fiel durch die Milchglasscheibe der Tür. Er fasste sich ein Herz und klingelte.

Nichts passierte.

Er drückte erneut den Klingelknopf und klopfte zusätzlich. Niemand sollte ihm vorwerfen können, er hätte nicht alles versucht.

Doch es änderte sich nichts. Das Haus blieb ruhig. Gerade, als sein Magen verärgert knurrte und er sich umdrehen wollte, öffnete jemand einen Spaltbreit die Tür.

»Ja?«

Eine Chinesin schaute unter der vorgelegten Kette hindurch. Ihr Gesicht war hübsch, aber dennoch zu grob für seinen Geschmack. Sie war hochgewachsen und wirkte modern, anders als die Frau auf dem Foto. Robert schätzte sie auf Anfang dreißig, wobei ihm das bei Asiaten immer schwerfiel.

Schnell griff er in die Innentasche seiner Lederjacke und zog die Brieftasche heraus. Er klappte sie auf und zeigte ihr seine Marke.

»Ich bin von der Polizei, entschuldigen Sie die Störung.«

Die Augen der Frau weiteten sich, und Robert meinte zu erkennen, dass ihr Gesicht blasser wurde. Genau genommen war er Kriminalkommissar, doch das behielt er für sich.

Er zog das Foto der Chinesin hervor, zögerte aber, es ihr zu zeigen. Es gehörte zu einem Fall, der keiner war. Maik, sein Partner, hatte vor zwei Jahren einen Mordfall abgeschlossen. Ein durchgeknallter Typ namens Thomas Ried hatte Spaß daran gefunden, Frauen übel zuzurichten.

Die erste Leiche, die man fand, war noch kunstvoll hergerichtet. Bemalt, als wäre sie etwas Besonderes, an das man sich mit morbider Freude erinnern sollte. Danach wurde es schlimmer. Die zweite hatte er vollständig gehäutet. An der letzten Leiche war nichts Menschliches mehr zu erkennen gewesen.

Und dann war plötzlich die Chinesin aufgetaucht. Halbnackt und zitternd. Sie gab an, von Ried gefangen worden zu sein. Sie führte Maik zu ihm, und er konnte sich eine ordentliche Gehaltserhöhung samt Beförderung abholen.

Ried hatte sich nicht gewehrt und war geständig. Im Prozess hatte er allerdings – fast beiläufig – erwähnt, unter welchen dubiosen Umständen er die Chinesin kennenlernte. In einem Chatroom suchte er nach Leuten mit ähnlich kranken Vorlieben und stieß dort schließlich auf sie. Im Gericht später behauptete er, sie sei der Kopf einer Gesellschaft, die sich auf Menschenhandel für »Kunden mit Sonderwünschen« spezialisiert hatte. Konkreter wurde er nicht und überließ die Details ihrer Phantasie.

Die Staatsanwaltschaft nahm direkt die Ermittlung gegen sie auf, stellte sie aber schon recht bald wieder ein. Es ließen sich keine Beweise finden, die auf eine solche Organisation hindeuteten, und es gab nichts außer den Aussagen eines Serienmörders, der inzwischen in einer geschlossenen Anstalt saß.

Nur Maik ließ die Sache nicht los. Seit er und Maik Partner waren, kamen sie immer wieder auf das Thema zu sprechen. Die Chinesin, da war sich Maik sicher, versteckte eine Menge Scheiße in ihrem Keller. Inzwischen glaubte sogar Robert, etwas zu wittern.

Er zeigte der Dame in der Tür nun doch das Foto. »Wir sind auf der Suche nach einer vermissten Person. Können Sie mir sagen, ob Sie diese Frau schon einmal gesehen haben? Sie hat uns vor einiger Zeit bei den Untersuchungen zu einem Verbrechen weitergeholfen. Ich hoffe, sie kann es ein weiteres Mal tun.«

Die Frau schaute kurz auf das Bild und dann wieder zu Robert.

»Ja, ja. Nein, nein. Nie gesehen.«

»Sind Sie sicher?«

Noch einmal schaute sie das Foto an, und Robert entging nicht, dass sich ihr Atmen beschleunigte. »Ja. Ja, ja. Nie gesehen.«

Robert steckte das Foto zurück in die Brieftasche. »Das ist merkwürdig, denn dieser Frau gehört das Haus, in dem Sie wohnen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mich einmal umschaue?«

Eine Weile starrte die Asiatin ihn mit aufgerissenen Augen an. Dann schüttelte sie energisch den Kopf. »Nein. Ist viel zu spät.«
»Ich bin auch ganz schnell. Sie sind mich ruck, zuck los. Versprochen.«

»Nein. Viel zu spät. Kommen Sie morgen wieder.«

Robert seufzte und strich sich mit beiden Händen über den fast kahlen Kopf, so als würde er sich genötigt fühlen, einen Kompromiss einzugehen. »Wir können es so machen«, sagte er in freundlichem Ton. »Ich besorge mir einen richterlichen Durchsuchungsbefehl ...« – nicht dass es noch einen anderen geben würde, aber es machte immer Eindruck, einen Richter zu erwähnen – »... und komme gleich mit einer Hundertschaft Polizisten zurück, die Ihre schön aufgeräumte Wohnung in ein unschönes Chaos verwandeln wird. Die anschließende Nacht werden Sie wahrscheinlich im Präsidium damit verbringen, alle möglichen Fragen zu beantworten. Es liegt an Ihnen. Mir ist beides recht.« Das war eine Lüge, aber schließlich suchte er nur Hinweise, keine Beweise. Also ging das in Ordnung. Auf eine unseriöse und unpolizeiliche Art und Weise. Es gab ja auch keine Ermittlung. Zumindest noch nicht.

Jetzt war sich Robert sicher, dass der armen Frau das Blut in die Beine sackte. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment zusammenklappen.

Ohne einen Ton schloss sie die Tür, hantierte an der Sicherheitskette und ließ Robert hinein. Sie tat es nicht gerne, so viel konnte er an ihrer Körpersprache sehen. Sie war angespannt, biss die Zähne zusammen, was ihr grobes Gesicht noch unförmiger erscheinen ließ, verschränkte die Arme und blieb an der Tür stehen, während Robert das Haus erkundete.

Etwas fiel ihm sofort ins Auge. Es war sauber hier. Außerordentlich sauber sogar. Nirgends lag etwas herum. An der Garderobe im Flur hing eine einzelne Jacke, darunter stand ein Paar Schuhe.

Im Hintergrund hörte er die Frau mit einem Mal aufgeregter telefonieren. In der Hand hielt sie ein Foto und wedelte damit herum, doch Robert konnte nicht erkennen, was darauf war. Als sie bemerkte, dass er sie beobachtete, steckte sie das Foto schnell ein.

Dabei wurde ihm klar, dass er sie gar nicht nach ihrem Namen gefragt hatte. Er zog einen Notizblock aus der Jacke und ging nach rechts in die Küche, die aussah, als wäre hier noch nie etwas gekocht worden.

Thomas Ried hatte damals von Menschenhandel gesprochen, und Robert hatte insgeheim gehofft, hier einen Hinweis darauf zu finden. Ein paar Chinesen, eingepfercht in einem kleinen Raum mit Schlafnische, wären schon ausreichend gewesen, aber dies hier war etwas anderes, und es bereitete ihm eine Gänsehaut.

Dieses Haus war wie gelect. Hier lebte niemand. Aber warum wurde es dann bewacht? Das machte keinen Sinn.

Er öffnete den Backofen und schnüffelte. Nichts. Kein Geruch. Er nahm eine gusseiserne Pfanne, die an einem Haken über dem Ofen hing, und wog sie in der Hand. Sie war schwer. Kein Billigscheiß aus dem Supermarkt, sondern eine Pfanne für echte Köche. Nur, dass darin noch nie jemand etwas gebraten hatte.

Wieder knurrte Roberts Magen. Langsam ließ sich das Abendessen nicht mehr aufschieben.

Er ging weiter ins Wohnzimmer, als die Dame des Hauses hinter ihm auftauchte, ihn watschelnd umrundete und sich vor ihm aufbaute. »Sie gehen jetzt. Sie haben keine Berechtigung.« »Sagen Sie, wohnen Sie tatsächlich hier, oder schauen Sie nur nach dem Rechten?«

»Ich wohne hier. Ja!«, sagte sie und schob ihn rückwärts aus dem Zimmer. »Hier ist frisch renoviert.«

Robert hatte genug gesehen. Viel mehr würde er nicht erfahren, und da ihm langsam flau im Magen wurde, ließ er sich zur Tür bringen. »Vielen Dank, Frau ...«, setzte er an.

Sie nuschelte etwas chinesisches Klingendes, was ein Name oder ein unsagbar unanständiger Fluch sein konnte, und warf die Tür ins Schloss.

Wieder nur ein Indiz mehr. Nichts, um die Frau auf dem Foto einer Straftat zu überführen. Was für ein vertaner Abend.

Robert stieg ins Auto und ließ den Motor an, als sein Handy klingelte. Auf dem Display erschien der Name seines Chefs. Werner Zellinger. Robert stellt den Motor ab und ging ran. Es war ungewöhnlich, dass Werner sich so spät noch meldete.

Zunächst verstand Robert die Stimme in der Leitung nicht, bis ihm klarwurde, dass sie nicht mit ihm, sondern mit jemandem im Hintergrund sprach. Wahrscheinlich war Zellinger auf einen falschen Knopf gekommen.

Robert wollte schon auflegen, als die Stimme klarer wurde. »Rob? Zellinger hier. Hör zu. Es tut mir leid, dass ich dich so spät noch störe, aber ich hatte gerade einen Anruf aus der Psychiatrie Ruhrbach. Ich möchte, dass du und Maik morgen direkt in die Klinik fahrt. Kommt nicht erst ins Dezernat. Ich habe Doktor Kramme versprochen, ein Expertenteam zu schicken. Es geht um Thomas Ried, und es wird euch nicht gefallen.«